

**Zeitschrift:** Oberberger Blätter  
**Herausgeber:** Genossenschaft Oberberg  
**Band:** - (1979)

**Artikel:** Geschichte meiner Familie : vornehmlich während den sturmvollen Jahren der st. gallischen Revolution [Fortsetzung]  
**Autor:** Künzle, Maria  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-946543>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 13.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Maria Künzle: Geschichte meiner Familie

*vornehmlich während den sturmvollen Jahren  
der st.gallischen Revolution*

*Maria Künzle, die Tochter von Bot Johannes Künzle, hat in einer Familiengeschichte die schicksalsschweren Jahre des Umbruchs der Französischen Revolution über die Helvetik in die Mediationszeit festgehalten. Ein erster Teil dieser persönlichen Chronik wurde in den «Oberberger Blättern 1971/72» publiziert. Heute erfolgt die Drucklegung des zweiten und letzten Teils.*

*Der Reiz dieser Chronik liegt nicht in einer Nachzeichnung eines historischen Ablaufs. Maria Künzle beschreibt vielmehr ihr eigenes Schicksal und jenes ihrer Familie. Es ist die Sicht eines Betroffenen. Johannes Künzle war als Bannerträger der Revolution in der Alten Landschaft zum Präsidenten der Verwaltungskommission des Kantons Säntis ernannt worden. Seine politische Stellung war aber mit dem Vordringen der Österreicher in der Ostschweiz schwer angeschlagen. Hier setzt nun die Familienchronik von Maria Künzle an. Die Familie litt nicht nur unter dem Verlust der Stellung des Vaters. Sie erlebte weit mehr das Schicksal Entmachteter, den Verlust von Freunden und die persönlichen und gesellschaftlichen Lieblosigkeiten, die zur Vereinsamung führten. Auf diesen hautnah erlebten Schicksalsschlägen ist es verständlich, wie auch die Anklagen gegen Kloster und frühere Machthaber recht bitter ausfallen. Aus einer Rückschau ist eine objektivere Betrachtung einer turbulenten Epoche objektiver zu beurteilen. Die Familienchronik von Maria Künzle widerspiegelt ein Einzelschicksal und eine persönliche Tragödie, die sich tausendfach in unserer Gegenwart wiederholen.*

---

*Glänzt denn nie Dauer  
In uns'rem Stern?  
Ist uns're Lohnung  
Immer noch fern?*

*Bleibt denn die Freude  
Für uns verbannt?  
O Gott, und werden  
Wir noch verkannt?*

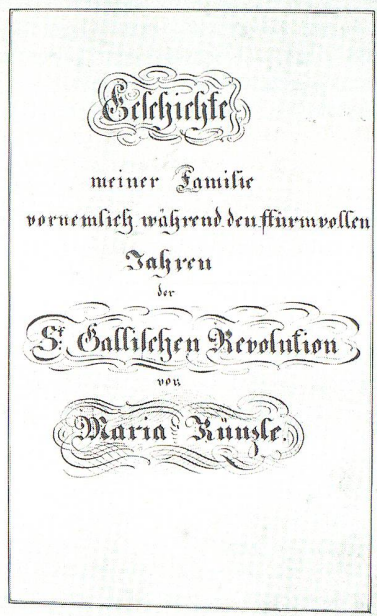
*Ach ja! Das Schicksal,  
Dem's nie gebricht  
An Gift und Pfeil,  
Ruhet noch nicht.*

---

Die neue Konstitution existierte; mein Vater ward zum Präsidenten der Verwaltungskammer im Kanton Säntis erwählt; weil sein Beruf ihm nicht erlaubte, in Gossau zu bleiben, und wir ihn ausser am Sonntag nicht mehr um uns haben konnten und doch so ungerne ohne den guten Vater lebten, zogen wir mit der ganzen Familie auf St.Fiden bei St.Gallen und mietheten ein Haus, das ehvor dem Fürsten, jetzt dem Staat gehörte; dennoch sahen wir unsern Vater nur Abends und Morgens; die übrige Zeit brachte er in St.Gallen bei seinem Berufe zu.

Dieser beschwerliche Beruf als Präsident brachte meinem Vater saure Arbeit und vielen Verdross. Besonders hatte er manchen Kampf mit der Regierung Helvetiens selbst abzuthun, indem diese allzurasch mit den Klöstern und ihren Gütern verfahren wollte. Er nahm sich jener, so viel es Billigkeit erlaubte, an, besonders der zitternden Klosterfrauen, auch der noch übrig gebliebenen Geistlichen des Klosters St.Gallen und widersetzte sich ihrer Deportation ins Ausland, ohne dass man sich überzeugen konnte, dass ihnen Künzle in allem Ernste Böses mit Gutem zu vergelten gedächte (ganz natürlich, diese Tugend war ihnen fremd); doch meines Vaters Bemühungen waren fruchtlos. (Der damals gefürchtete *Ochs* sprach, und man musste gehorchen.) Die noch übriggebliebenen Mönche leisteten den Bürgereid zwar willig und verhielten sich ganz ruhig; auch waren sie nicht feig dem Fürsten gefolgt; dennoch schien meinem Vater eine so scharfe Behand-

lung unbillig. Er liess es der Regierung merken, und eben von daher zog er ihren Unwillen auf sich. Dem ungeachtet behielt er seine Liebe zur Unpartheillichkeit und gieng seinen gewöhnlichen Weg g'rade und untadelhaft. Aber die Rechtschaffenheit hat ihre Neider wie das Glück, und die Intrigue wird selten für andere als Redliche gewoben. Diese zwei Wahrheiten bestätigten sich bald schmerzlich an uns selbst. Man weiss schon aus Obigem und kann aus dem Charakter der damaligen Regierung und jenem meines Vaters, der gar nicht mit erstern harmonierte, schliessen, dass sie ihm nicht ganz hold sein musste, und bald zeigte es sich gar, dass sie ihm gram war. Unvermuthet kam einst ein Kommissar von der Regierung in St.Gallen an, welcher am zweiten Tag nach seiner Ankunft Präsident und Mitglieder der Verwaltungskammer arretieren und ihre Schriften unter den Siegel der Republik legen liess, ohne den mindesten Fingerzeig oder Vorbereitung. Gleich nach diesem Verfahren erhielten wir ein offenes Billet von unserm Vater mit folgendem Inhalt: «Erschrecket nicht, meine Lieben! Mein Gewissen und der Register meiner Handlungen steht gut. Meine Feinde werden sich kurze Zeit zu freuen haben, wenn anderst auch noch Gerechtigkeit gefunden wird.» Muss man ihn denn schon wieder so verkennen, riefen wir Verweinten bitter. Dieser Schlag traf uns mehr als ihn; denn er sagte uns nachwärts, er hätte ruhig in der Gefangenschaft neben dem versiegelten Pulte geschlafen als wie im Flaum. Ganz recht! lasst dem Menschen im höchsten



Unglücke nur seine Unschuld, und er wird ersteres sehr wenig fühlen. Vierzehn Tage dauerte der Arrest. Während dieser Zeit wurden Untersuchungen und Examen mit allen Kloster- und Verwaltungsdienern vorgenommen. Was man von allen Nachtheiliges für die Rechtschaffenheit meines Vaters gefunden hat, mag man jetzt noch wissen; bekannt war nichts. Sicher glaub' ich aber, wenn sich auch nur ein Schein von Verantwortlichkeit gezeigt hätte, man es wenigstens mit Trommeln und Pauken ausgelärmt hätte. Nach dem Untersuch der Schriften wurden meines Vaters Pulte und jene anderer Mitglieder entsiegelt und sie selbst auf

freien Fuss gesetzt. Billig nicht zufrieden mit diesem, forderte mein Vater und die ganze Verwaltungskommission Satisfaktion, die sie aber erst später und mein Vater, wie die Folge zeigen wird, erhielt.

In St.Fiden, wo wir schon bereits ein Jahr abwechselnd vergnügt wohnten, lebten wir nach diesem Schlage wieder ziemlich ruhig mit Herrn Gemeiner, einem deutschen Geistlichen, dem unsere Erziehung übertragen war, und dem ich ewig mit warmem Herzen meine völlige Bildung danke. In Gesellschaft dieses trefflichen Mannes, floss uns die Zeit sanft, froh und vergnügt vorbei. Wir bekümmerten uns (Politique müde) wenig mehr um etwas anderes als um unsere Familie und sahen gleichgültig den Fortschritten der Franken im Graubünden und im Vorarlbergischen zu. Doch ihr Waffenglück war von kurzer Dauer. Der ewige Wechsel führte die Deutschen über den Rhein und weckte auch uns wieder aus der schönen Ruhe. Wir fiengen wieder an, auf das Vaterland zu blicken und wankten zwischen Furcht und Hoffnung, wie jeder brave Schweizer, der seine noch übriggebliebene Freiheit nicht ganz verlieren wollte. Die Franken erschwerten den Deutschen zwar noch ihre Siege; aber er kam doch einmal, der fürchterliche Tag, der entscheiden sollte und auch entschied. Die Österreicher zogen sich in ein ungeheures Heer am Rhein zusammen; die Franken sahen die Übermacht, zogen sich zurück, und unsere Sorge um die Sicherheit meines Vaters fieng mächtig zu wachsen an. Uns schreckten nicht die deutschen

Heere, noch die Beispiele ihrer Behandlung anderer Patrioten; wir ahnten der Pfaffen Rache. Dem entflohenen Pankraz war jetzt der Rückweg offen und die Hände ungebunden. Wir baten vereint mit seinen Freunden den lieben Vater, sich zu retten und sich zu entfernen. Von allem diesem aber wollte er nichts hören. Er berief sich auf sein reines Gewissen, auf die Unsträflichkeit seiner Handlungen und auf die offenbare Welt, die sie sah und zählte, und stimmte uns selbst nach seinem Entschlusse, nämlich allem abzuwarten und ruhig zu bleiben.

Doch diese Standhaftigkeit hielt bei uns Weibern unlang. Bei jedem Gerücht, un- oder wahr, zitterten wir für ihn: seine Freunde selbst fiengen ihn wieder zu bestürmen an, und wir weinten und baten endlich so lang, bis er nachgab und sich um unserer Erhaltung wegen entfernte. Noch jetzt tropft eine Träne bei der «Erhaltung» seines Abschieds, wo wir alle traurig und schweigend dastunden, ahnend unserer Geschicke – als er uns dem braven Gemeiner übergab bis zur Rückkehr und sagte: «Kinder! verzaget nie; denkt zurück, wieviele Prüfungen und Gefahren habt ihr seit einigen Jahren mit Starkmuth überstanden, und jetzt, da euch eine neue droht, steht ebenso fest; lebt er nicht noch, der Gott, der uns schon so vielen Abgründen entrissen; der uns das erste Mal rettete, wird das letzte Mal es auch thun. Soll ich aber ein Opfer der Rache zum Nutzen des Vaterlandes werden, so ist mir der Tod nur süß für dasselbe. Und dann, fuhr er fort, habt ihr noch Freunde, die euch unterstützen und alle

Gefahr und Stürme durch ihren Anteil erleichtern werden.» (O! wüsste der gute Vater, wie sehr er sich in diesem letztern getäuscht hätte.) Der Schmerz hemmte die Sprache aller; er selbst war düster in sich gekehrt und – schied. Niemand als Pferd und Mantel begleiteten ihn bis nach Zürich, wo er mehrere Freunde gleichen Schicksals traf und dann seine Reise, die auf Luzern gieng, fortsetzte.

*Feuer der Rache  
Lod're nur zu!  
Stolz ist im Unglück  
Stärker als Du.*

*Tritt uns im Staube;  
Auch da steh'n wir,  
Elender Rächer!  
Gross über Dir.*

Die Österreicher rückten gegen St.Gallen an, mit diesen die entflohenen Klostermönche und – Pankratius; dessen freuten sich ungemein seine Söldner; wir aber, und gewiss mancher andere Redliche auch, sahen mit stummer Unruhe unser und des Vaterlandes Schicksal anrücken. Am Morgen des ersten Tages unserer Verfolgung wars der Freiheitsbaum umgehauen; weil er eben vor unserem Hause stund, mussten wir gräuliche Misshandlungen mit ansehen und dulden. Es war ein äusserst trauriges Schauspiel. Da kam ein rasener Söldner und drohte uns unter Schimpf und Spott mit der geballten Faust, ein anderer mit aufgehobenem Knotenprügel – da sahen wir ein Weib mit einem Xantippengekreisch unsern

Vater, der es mit dem Vaterlande immer so gut meinte, ihm so viel opfer- te, auf die schändlichste Art verleumden; hier schlugen die Soldaten auf uns an; dort sammelte sich ein Trupp Miethlinge lüstern nach unserer Habe, und der gröbere Pöbel verspottete uns; die bessern Menschen zogen sich in ihre verborgensten Zimmer zurück und schauderten. Wir sahen mit nassen Augen zu den Wolken und seufzten. – O Undank!

Die angekommenen Mönche liessen sich vorläufig schon so weit heraus, dass wir auf Mittel für unsere Sicherheit bedacht sein mussten und Gott dankten, dass unser Vater gerettet war. Wir machten uns nach Gossau reisefertig, wo uns wenigstens im Kreise unseres Eigenthums niemand quälen durfte. In allen schlimmen Fällen aber hofften wir ein Recht für uns. Die Folge aber zeigte das Gegentheil, und diese Rache eilte mit Riesenschritten auf uns zu. Mittags schon überschattete uns ein Klosterdiener mit einem schriftlichen Befehle unter fürstlichem Sigill folgenden Inhalts: Dass die Frau Künzle sich unverzüglich nach Empfang dieses Befehls aus dem Hause begeben sammt ihrer Familie, ohne Rücksicht auf ihre Effekten oder alles, was im Hause sein möge – nicht einmal die nötigen Kleider waren uns erlaubt. Alle Schlüssel, sogar jener von der Küche, mussten abgegeben werden; – mehr staunend als erschrocken standen wir lange da, und Gemeiner eilte sogleich nach St.Gallen zu dem fürstlichen Kommissär Pater Heinrich Müller de Friedberg und Emilian (beide Klostergeistliche); er wandte

alles Mögliche an, was ein Freund im Unglück seines Freundes, ein Lehrer für seine anvertrauten Lieblinge thun kann, für uns. Aber Schimpf, Spott, unverdiente Vorwürfe waren der Erfolg, ausgenommen ein Theil der Schlüssel über unsere Zimmer brachte er zurück. Wir logierten eben einen kaiserlichen Offizier mit fünf Bedienten. Ein Mann, von dem ich jedes Wort mit Begeisterung ausspreche, der die Achtung aller Redlichen verdient und von dessen Charakter und grossen Gesinnung mein Herz jenseits noch mit Ehrfurcht und Dankbarkeit angefüllt sein wird. Ich nenne ihn selber nicht, sage nicht wer und wo er war. Die guten Menschen zollen ihm ohne das Ehrfurcht und Achtung, und für die schlechten ist sein Name zu gross und zu heilig. Von diesem Erhabenen (noch kannten wir ihn aber nicht) wäre vielleicht noch einige Hilfe zu hoffen gewesen; denn er galt viel, aber wie könnten wir sie auch anders verlangen als auf eine Art, die uns verhasst war? Denn wir glaubten ganz natürlich, er wäre auch ein Fürstenfreund und vielleicht stumpf für Menschenelend. Seufzen und bitter weinen konnten wir, aber nicht kriechen und unsere Unschuld durch Betteln und mit «Gefühl» schänden. Was war aber in dieser hilflosen Lage anzufangen? – wo Gerechtigkeit zu finden? – Kein Weg stund uns offen, dem Untergang zu entgehen, als kriechend um Gnade bitten, zu Füssen eines übermächtigen Mönchen zu wimmern. Aber nein! Das war für Kinder eines Biedermanns zu niedrig! Sie kam, die ernste Stunde, das Unglück, wo uns

abermals die Thüre gewiesen werden sollte; da wagte ichs nothgedrungen, den oben genannten Offizier mit unserer misslichen Lage bekannt zu machen, nicht um Gnade bei ihm zu bitten, nur Mitleid, Menschenrührung in seiner Brust anzuregen und entweder stark den Schlag auszuhalten oder getrösteter eine gelindere Behandlung des Fürsten gegen uns ihm zu danken.

Nicht mit zur Erde gesenktem Blick wie eine Verbrecherin, nicht wüthend im gereizten Eifer, mit einer stolzen Gelassenheit, ganz gefasst auf einen demüthigenden Empfang und ohne viel Hoffnung, meinen Zweck zu erreichen, trat ich in sein Zimmer und – leerte mein ganzes Herz. Sprecht der Tugend ihre Rechte unter dem Stern und Ordenskreuz nicht ab, ihr Menschen! auch da wohnt sie: auch darunter (freilich selten) sitzt ein Gefühl, das Schöpferhauch ist. Er hörte mich erstaunt, dann mit tiefer Rührung ununterbrochen an. Ich leerte mein Herz ganz, ohne Rücksicht auf Geistlichkeit, Zeit und Umstände und das Bewusstsein, vor einem Manne, wie dieser war, so zu sprechen. Im Anfang war ich gelassen und stolz, als er aber seufzte, mir mitleidig ins Aug blickte, als ich Mitgefühl vom Herzen aufsteigen sah, da riss mein Starkmuth; der Schmerz des Unrechts erwachte aufs neue und presste mir bittere Tränen aus. Aber er tröstete mich so weise, verachtete mit mir die Feinde so gross und, oh, rettete uns am Ende so edel! Sogleich fuhr er selbst nach St.Gallen zum fürstlichen Kommissär und dem General Hotze, um sich so viel wie

möglich für unsere Sicherheit zu verwenden.

Unterdessen benutzten die Soldaten und andere Raublustige seine Abwesenheit und unsere Verwirrung. Alles, was Hände hatte, raubte und stahl vor unseren Augen; Schränke und Thüren brach man auf mit Gewalt; wo im Keller der Hahn an den Fässern etwa zu stark eingetrieben war, ward der ganze herausgerissen, und der Wein lief wie Wasser in die Erde; die Weiber kapereten auch ihren Theil, und so giengs fort, bis unser Fürsprecher wieder von St.Gallen zurückkehrte. Da musste dann nicht nur die schimpfliche Behandlung vom Pöbel aufhören und das Haus geräumt werden von der Räuberrotte, sondern er hatte es auch so weit gebracht, dass, solange er hier logierte, wir das Haus nicht verlassen und auf allen Seiten ruhig und sorgenlos athmen durften. Von Dank wollte er nichts wissen. «Pflicht ist's nur, mein Kind», sagte er, und wir dankten ihm nur durch Thränen.

Ich glaube, dass man den Werth einer schönen Handlung nie wahrer schätzen könne, als wenn sie uns im Unglück überrascht, um so mehr von einer Seite her, wo man sie gar nicht erwartet. Man schweift beinahe darüber in der Dankbarkeit aus und jede Gegenhandlung oder Vergeltung scheint uns neben dem Werthe jener That in Staub zu sinken. Der Fall trifft bei uns ein. Wir fühlten alle mehr als des Ausdrucks fähig, und in mein Herz sah nur Gott.

Doch ach! kaum hatte er uns gerettet, so hiess es: Marsch! im kaiserlichen Lager; auch unser Retter musste aufbrechen;

ungern verliess er uns mit der Versicherung seines Schutzes auch in der Ferne. Nun waren wir wieder allein, hilflos und aller ferneren Rache ausgesetzt. Alle Menschen zogen sich, sobald man klagen wollte, zurück, und die meisten spotteten uns nach. Meine Mutter schickte einstweilen meinen Bruder und mich nach Gossau in unsere Heimath, aber unsere Verwandten nahmen uns theils nicht, theils kalt auf, und wir beide mussten im Anfange schon die kränklichsten Demüthigungen dulden. Mich nahm gar niemand auf; ich wusste niemand mehr, der mir gut war als eine Bauersfrau, die aus Dankbarkeit es war; zu dieser gieng ich hin, bat sie um Herberge; sie schlug mir nichts ab, aber man drohte ihr, das Haus anzuzünden, wenn sie mich aufnähme. Die Angst der guten Frau rührte mich, und ich schied freiwillig wieder. Schon war's Abend; ich war, ausser einem Mädchen, das mein Gepäck trug und einst in unsern Diensten war, allein. Mehr in dumpfer Betrübung als in Schmerz stolperte ich den Berg hinunter und setzte mich endlich erschöpft nieder. Eine geraume Zeit sass ich unbeweglich, bis mich das Mädchen der hohen Zeit erinnerte und fragte, wohin ich aber jetzt gehen wolle. – Jetzt blickte ich auf; schon war es Nacht, doch erhellte der Mond die Gegenstände rings umher; mein stumpfes Gefühl floss nach und nach in eine wehmütige Rührung über – ich sah die ganze grosse Gegend, wo eine Menge Menschen wohnte, denen mein Vater diente, die er beglückte, für die er oft schon sein Leben aufs Spiel setzte, die er rettete und schützte. – «Undankbare

Menschen! und seine Kinder lässt ihr hilflos verschmachten. – Aber, meine Barbaren! Fürst und deine Knechte, euch soll es nicht gelingen; euer Triumph soll nicht vervollkommnet werden! Gibt mir mein Gepäck, Mädchen! und geh du nach Hause zu deiner alten Mutter und lass mich allein im Zorn fliehen, da wo Menschen wohnen, fort, fort aus dem undankbaren Vaterlande!» «Nein!» rief das Mädchen und weinte, «so grausam sollen Sie doch nicht behandelt werden, Sie haben mir und meiner Mutter auch schon viel Gutes gethan, und wir sind nicht undankbar; kommen Sie mit mir, unser Stübchen ist klein, meine Mutter ist arm, aber noch haben wir so viel, um es auf eine Zeit mit Ihnen theilen zu können, und sicher sind Sie auch bei uns; der Fürst wird Sie gewiss nicht in dem ärmlichen Häuschen aufsuchen!» – Ich verstummte – mein Auge floss über – sie nöthigte mich wieder, und ich folgte ihr stumm und mit unnennbarer Rührung. O Tugend! erst dann lernen wir deinen Wert kennen und schätzen, wenn wir dich in einem wahren einfachen Gewande erblicken. Solch ein Gefühl, solch ein Edelmuth und solche Dankbarkeit in dem Herzen eines ungebildeten Bauernmädchens war über alle Erwartung, und der Eindruck auf mein Herz tief. Ha! ihr Damen in seidenen Kleidern! kommt her zu dieser Szene, seht dies Bauernmädchen im Zwillichgewande mit diesem Herzen und – erröthet. Mitten in der Nacht gieng ich mit dem guten Mädchen zu ihrer Mutter, welche mich freundlich aufnahm. Am folgenden Morgen

machte mir eine meiner Tanten zwei Vorschläge: entweder in's Kloster oder in ihr Haus zu gehen; ich schauderte bei dem Namen Kloster, und doch wählte ich lieber dieses als die Demüthigung, die ich ganz gewiss bei ihr zu gewärtigen hatte. Ich wählte das Kloster Magde-nau, wo mein Onkel Pfarrer war. Aber die Nonnen namen mich nicht auf und widersetzten sich hartnäckig meiner Ankunft und den Bitten meines Onkels und der Tante. Ob aus Feigheit oder einer geheimen Ursache, weiss ich jetzt noch nicht, und darüber zu grübeln wäre mir eine solche Crise zu klein; ein Paar Tage oder Wochen wirst du aushalten können, dachte ich, und gieng zu meiner Tante; indessen aber schickte ich mein liebes Mädchen zu meiner Mutter auf St.Fiden – sie kam mit der traurigsten Nachricht zurück, dass sie unser Haus leer gefunden und niemand wissen wolle, wohin Gemeiner und meine Mutter geflohen wären. Jetzt war der Schlag vollkommen! Von meinen Eltern wusste ich nicht die kleinste Nachricht oder Spur; fürchterliche Gerüchte von der Verhaftung und dem Tod des geliebten Vaters und dann noch andere Qualen, die ich aus Schonung für die Quäler übergehe, gossen noch die letzten Tropfen Schmerz in mein Herz. In jener Lage, in der ich einige Tage zwischen Schmerz, Zweifel und der schrecklichen Gewissheit schwankte, vermag ich mein Leiden niemand zu schildern: ich glaubte, dass alle Unglücke das furchtbarste, wo man schon bei seiner Schilderung beb't, nicht die Qual der Ungewissheit übersteigt: man leidet dabei zehnfach, und jeder



neue Zweifel ist auch wieder ein neuer Dolchstich, die nie aufhören; man ist zu Fassung unfähig, unempfänglich für jeden Trost und würde noch ein Elend zum ersten nur für Gewissheit eintauschen – wenigstens ich. Alle Kränkungen und unverdienten Vorwürfe meiner Verwandten prellten fühllos an mir ab und ich überliess mich in der Folge einer Gleichgültigkeit, die mehr stille Verzweiflung als Kälte war. Doch ich lenkte wieder ein, um meine Mutter und Gemeiner aufzusuchen. Zwei Tage, nachdem wir Kinder von St.Fiden nach Gossau geschickt wurden, kam der dritte Befehl sammt der Drohung, Gewalt zu brauchen, zur Räumung des Hauses. Meine Mutter gieng darauf selbst zur fürstlichen Kommission in's Kloster; man liess sie zwei ganze Stunden lang vor dem Zimmer stehen und lachte schadenfroh über das Gespötte und den Schimpf, das ihr von schlechten Leuten widerfuhr; endlich, als man sich satt an ihrem Schmerz geweidet hatte, hörte man sie zwar an; aber nichts als Spott, Schimpf, Vorwürfe und der wiederholte Befehl ward ihr zu Theil. Das blieb nun der letzte Versuch. Gemeiner und sie räumten das Haus; nichts hatten sie bei sich als eine einspännige Kutsche und ihre Magd. Sie fuhren mit Wehmuth und ohne den Zweck ihrer Reise zu bedenken, von St.Fiden weg über Tübach, wollten in Arbon übernachten und dann über die Gränze fliehen, im Ausland Schutz oder doch wenigstens Duldung zu suchen. Zwischen Stein und Tübach brach ihnen ein Rad, es war Nacht und auf einem weiten Felde, wo

guter Rath theuer war. Auf drei Rädern war schlecht voranzukommen, und ein Rad aus dem nächsten Dorf zu holen und meine Mutter allein zu lassen, schien Gemeiner auch nicht allzusicher. So blieb man unentschlossen, bis die tiefe Nacht einbrach; dann giengen meine Mutter und ihre Magd zu Fuss voraus, Gemeiner mit seiner hinkenden Kutsche hintennach. Als er in Steinach ankam, ersuchte er die Leute um ein anderes Rad bis nach Arbon, wohin es nur noch eine leichte halbe Stunde war; man schlug es allenthalben ab. Zuletzt bot er zwei neue Thaler nur für ein Schubkarrenrad, aber vergebens. Die bösen Leute spotteten seiner, und er sah sich gezwungen, die Kutsche bis am Morgen dort bei einem Schmied zu lassen, der sie bis Morgen auszubessern versprach, und sie alle giengen zu Fuss nach Arbon. Aber kaum waren sie eine Strecke ausser dem Dorfe, so überfiel sie eine Rotte Bauern mit Knütteln und anderen Werkzeugen, und würden sie gewiss, hätte nicht die Finsternis und ihre schnellen Füsse sie gerettet, gemordet haben. Am Morgen darauf, als man die Kutsche nach Arbon abholen wollte, waren, anstatt das einte Rad ausgebessert, die andern auch noch zusammengeschnitten, und nichts als den niedrigsten Spott erhielten sie zurück. In Arbon fiels meiner Mutter erst, als sie wieder abreisen wollte, ein, dass sie eine reiche Stiefschwester dort hatte (welches sie in der Verwirrung vergass). Unverzüglich gieng sie zu ihr, und diese nahm sie freundlich auf, bezeugte ihr Mitleid und räumte ihr den ganzen untern Stock ihres Hauses

zur Wohnung ein. Das war ein eben so auffallender als schöner Zug an dieser Frau, denn sie ist sonst sehr haushälterisch und verschenkt wenig. Als sie nun da in Sicherheit waren, schickte Gemeiner uns Kindern einen Wagen nach Gossau, der uns bald zu ihm und der lieben Mutter brachte. Ich war wieder ruhig, mein trauriger Bruder wieder froh, und bald dachten wir nicht mehr an die Kränkungen, die wir in Gossau bei unsern Verwandten geduldet hatten und vergaben ihnen von Herzen. In Gossau lebten wir in klösterlicher Stille, nahmen und gaben keine Besuche und wurden im Anfange grausam behandelt. Zum Beispiel kamen wir in die Kirche, so flohen die Leute aus unserm Stuhle, auf Spaziergängen wich man uns aus, und die niedrigsten Beschimpfungen des Pöbels der benachbarten fürstlichen Gemeinden duldeten wir mit Gelassenheit. Alle Verwandten kümmerten sich gar nicht um uns; Freunde hatten wir jetzt keine mehr. Kurz, man behandelte uns wie vom Bannstrahl Getroffene, und hätte nicht unser guter Vater vor seiner Abreise für unsern Lebensunterhalt gesorgt, wir hätten, so wahr ich lebe, verhungern müssen. O, auf solchen Feuerproben muss man den Freund prüfen; ich wette, unter Hunderten hält sie kaum einer aus: das ist aber in der That sehr traurig und demütigend für die Menschheit. O, wie viele schwatzten uns einst süß in's Gesicht, und jetzt kehrten sie uns den Rücken, plauderten, dass sie uns schützten, und jetzt sahen sie uns über die Achsel an, und jene, die einst von Vergnügen und Ehre



Wäre ich ein Jüngling! den dir'st du dich nicht lassen, was meine Liebe dir sagt:  
Sei — dich dich jetzt erwidern? — Du wirst dich nicht zu dem empfinden  
und zum Glück nicht herkommen, denn das Mädchen sollte nicht erwidern  
und sie wird ihre Geliebten gelassen? —

Wird'st du dich nicht lassen? — Du wirst dich nicht lassen, denn du wirst dich nicht lassen  
und dich nicht lassen, denn du wirst dich nicht lassen, denn du wirst dich nicht lassen  
Wäre ich ein Jüngling! den dir'st du dich nicht lassen, was meine Liebe dir sagt:  
Sei — dich dich jetzt erwidern? — Du wirst dich nicht zu dem empfinden  
und zum Glück nicht herkommen, denn das Mädchen sollte nicht erwidern  
und sie wird ihre Geliebten gelassen? —

Sei — dich dich jetzt erwidern? — Du wirst dich nicht zu dem empfinden  
und zum Glück nicht herkommen, denn das Mädchen sollte nicht erwidern  
und sie wird ihre Geliebten gelassen? —

Ihre Kaiserin Marie.

Göteborg den 1. März 1802.

unserer Bekanntschaft sprachen, schämten sich jetzt, mit uns zu reden. Kleinliche Menschen! Wir lagen im Staube und sie auf dem Gipfel; aber hoch stunden unsere Seelen über ihnen. Wir hatten nichts mehr als das Bewusstsein unserer Unschuld und edlen Stolz; sonst waren wir in allem ärmer als der Bettler an der Strasse. Dieser darf noch auf Mitleid der Menschen rechnen; wir verzweifelten daran. Doch nein! nicht ganz; noch haben Arbons Mauern Freunde für uns, die mit uns fühlten und uns in der Stille trösteten; besonders der redliche Pfarrer Tschudi, ein Glarner, dessen Theilnahme und ungeheuchelte Menschenfreundlichkeit uns rührte und jedem seines Standes zum Muster dienen dürfte. Noch einige Redliche unserer Nachbarschaft gabs, die in bescheidener Stille und allzuzärtlicher Schonung unsrer Delicatesse wirkten, denen es der Himmel lohnen möge. Eine Zeitlang liess uns Pankratius ungestört; unsere zurückgelassene Habe in St. Fiden war aber indessen geplündert, und schon machte er Anschlag auf unsere Schuldner, die sich, um doppelten Rückschuss uns zu bezahlen, weigerten. Die armen Leute wollten lieber mit Schaden Unrecht thun, als mit Nutzen ihre Pflichten erfüllen. Als wir solche Massregeln sahen, wandte meine Mutter und ich selbst uns schriftlich an den Fürsten und forderten Rechenschaft von unserem Eigenthum, aber nie erhielten wir Antwort. In dieser traurigen Lage klagte ich alles unserm Retter, dem edlen Offizier, der damals mit der kaiserlichen Armee vor Zürich lag. Was er

darüber dachte und fühlte ist so schön und macht ihm so viel Ehre, dass ich einige Stellen aus einem seiner Briefe hersetzen muss. «Bei Gott! wie ungerecht sind nicht die Schicksale den Menschen bestimmt! Wen soll ich, als Mitmensch, der mit jedem gefühlvollen Redlichen gleich fühlt, anklagen? Doch nicht den Schöpfer! Nein! das wäre ungerecht, sondern das widrige Schicksal, das nur zu oft den niedrigsten Charaktern beispiellos die Hände darbietet, um die besten Geschöpfe des Weltalls zu kränken. – Allvater! nur du kannst diese mehr als giftigen Nattern zerschmettern. Also, Sie müssen des braven Vaters wegen büssen! müssen es, weil man ihn auch verkannte, weil die böse Welt ihn in einem falschen Gesichtspunkt beurtheilt! welch' ein Unrecht! setze den Fall, Ihr Vater wäre auch der gezwungene Schuldige, sollen dann Sie, soll da die ganze Familie darunter leiden? Wer räumt sich das Recht ein, alle für einen leiden zu lassen? Noch muss Sie das Bewusstsein beruhigen, dass Sie alle die Verfolgungen eines Vaters wegen dulden, der auch ein besseres Schicksal verdienen mag. Das ist der einzige Trost, den ich Ihnen ans Herz lege; nicht, dass ich Ihnen Moral predige, Sie bedürfen es nicht; aber bleiben Sie getrost und ruhig; man tröstet sich ja über Ungerechtigkeiten leicht, weil man vorwurf-frei ist, und ich sage Ihnen, nie wird es einer niedrigen, schwarzen Sekte gelingen, Sie ganz zu stürzen; denn es gibt die Redlichen, die ihresgleichen nicht verkennen u.s.w.» So schrieb ein Österreicher! Hätte Pankratius diesen gekannt,

oder hätte ihm nicht allzufrüh der Herr des Todes geboten, er wäre furchtbar geworden. Gemeinder reiste darauf selbst nach Zürich, und zwar zu Erzherzog Karl; es gelang ihm, obschon viele Intriguen des Fürsten es verhindern wollten, bei dem Menschenfreunde Karl selbst Audienz zu erhalten; ganz allein, ohne Zeugen, ward ihm vergönnt, vor dem Erhabenen sein Herz und seine Klagen auszuschütten um unser verworrenes Geschick; dann zeigte der edle Prinz, dass er nicht nur ein würdiger Krieger, sondern auch ein fühlender Menschenfreund sein könne. Von ihm erhielten wir auch die besten Versicherungen, dass wir getrösteter einer bessern Zukunft entgegen sahen. – Nun erhielten wir auch durch einen geheimen Kanal Briefe von unserm Vater, die uns um so mehr beruhigten, weil er ganz gefahrlos und in bestem Wohlsein sich befände, und weil wir glaubten, jetzt endlich einmal der gesättigten Rache des Fürsten entgangen zu sein: aber noch folgte der letzte und fürchterlichste Schlag.

Nur darum vergönnten die Grausamen uns eine kurze Ruhe, damit wir den Abstand desto tiefer fühlen sollten. Der Tiger zerreisst auf einmal, aber der Mensch tödtet und ruft wieder in's Leben zurück, um von neuem tödten zu können. Eben da wir unsere Thränen zu trocknen, die Herzen freier zu athmen anfangen, stiessen die Unmenschen uns den vergifteten Dolch bis an das Heft in die Brust. Was wird wohl noch Schlimmeres folgen? – Ach! man raubte uns unsere einzige Stütze, unsern einzigen Freund noch, den

theuersten Lehrer! Ein grausamer Befehl des Fürsten verwies den Guten in's Ausland, wir konnten ihn beinahe unmöglich verlieren, er uns nicht verlassen; wir wollten ihn begleiten, aber, o Gott!! Die Unmenschen verhinderten auch das. Wir durften nicht im Auslande Freunde suchen, nicht in fernen Gegenden über die Menschheit seufzen; verlassen, ganz bloss von jeder Menschenhilfe sollten wir jetzt im Staube kriechen und den schrecklichen Triumph unserer Feinde vervollkommen; nicht ferne von unserem Vaterlande durften wir klagen; ihre Tyrannenohren sollten gellen davon! Sind das Menschen? – Allgerechter! und diesen Geschöpfen hangen Königsorden und Kreuze um den Nacken! Aber, elende Pfaffenrache! Du verfehlst bei den Kindern Künzles deinen Zweck.–

Gemeiner musste fort, da half nichts; meine Mutter und ich hatten zwar nicht so ganz alles zu verlieren, aber mein noch jüngerer Bruder, der von meinem Vater Gemeiner so heilig anempfohlen und eben in einem Alter war, wo sich die Seele edel oder krüppelhaft zu entwickeln anfängt, den man unmöglich dem Zufall Preis geben konnte, ohne die Hoffnung seines Vaters auf einmal und vielleicht auf immer zu zertrümmern. In der Stille nahm Gemeiner ihn mit sich, reiste meistens bei Nacht und war so glücklich, ohne Misshandlung über die Gränze zu kommen. Im Auslande war man gerechter gegen des herrlichen Mannes Verdienste, schenkte ihm das allgemeine Mitleiden, und die Kuria in Konstanz gab ihm auch

eine gute Pfarrei (Bötzingen im Breisgau), wo er jetzt ist, von den Verfolgungen ausruht, sich glücklich fühlt, Wahrheit und Tugend unter seine untergebenen Menschen verbreitet und überall als Freund und Vater geehrt und geliebt wird. Die Trennung von ihm, dem besten Lehrer, und das Gefühl seiner Verlustes trübte uns zwar noch lange Zeit; in der Folge aber wurden wir stärker, und mehr stolz als gelassen liessen wir die Demüthigungen aller Art unbemerkt wie das grosse Mädchen den Stützer, vorübergehen, und im Innern des Herzens sass eine genüliche Ruhe und – Hoffnung. – Wir liebten die Franzosen nie, aber jetzt, in unserer Lage, beteten wir täglich ihre Ankunft vom Himmel herab; denn das hob nicht nur alle fernere Verfolgung auf, es schenkte uns auch den lieben Vater wieder.

Bald wurden die Siege der Österreicher zweifelhafter, täglich schien sich der Donner der fürchterlichen Canonaden zu nähern; schon sprach man hin und wieder von einer Retirade der deutschen Armeen, und unsere Hoffnung wuchs mit jedem Graushall, der von fernen Geschützen Arbons Wälder durchschauderte; noch immer aber kamen die Franken nicht. Indess fieng man an, uns gelinder zu begegnen; wo es vor kurzer Zeit noch Nasenrümpfen und höhnisches Gelächter gab, gab's jetzt Bücklinge und Kratzfüsse. Unsere Verwandten fiengen an, uns zu besuchen, wir brauchten hundert Augen und Ohren, um alle Anerbietungen anzuhören, kurz, die Welt fieng wieder an, für uns zu wimmeln. Aber wir

lehnten alles von uns ab, lächelten mitleidig der elenden Politique und der kriechenden kleinen Seelen und dachten in der Stille viel dabei, und was wir da dachten, denken wir jetzt noch und vergessen es nie. Endlich kam der Tag der Erlösung. Die grosse Entscheidung bei Zürich begann. General Hotze blieb todt auf dem Schlachtfelde, und die deutschen Armeen zogen sich über den Rhein zurück, und mit ihnen – wer? Pankrätius und seine Helfershelfer. Wie die Sonne wohlthätig nach dem Gewittersturm am Abend noch einmal die bebende Erde bestrahlt und im Scheiden sie labt, so athmeten wir jetzt wieder. Die Nachricht von der baldigen Rückkehr des lange entbehrten Vaters und dann seine Ankunft machte uns alle vergangenen Leiden wie einen Traum vergessen, und wir vergaben nach seinem Beispiele allen Menschen, die uns Übles thaten und dankten dem wohlthätigen Lenker der Schicksale unsere Rettung.

Unlang wollten wir das übriggebliebene Eigenthum von St.Fiden nach Gossau abführen; aber der Raub überstieg unsere Erwartung. Die Schränke stunden aufgesprengt leer; alle weisse Wäsche, Kleider und die besten Betten waren weg, Spiegel und Portraits lagen zersplittert auf dem Boden, und jene von meinem Vater auf eine schändliche Art zugerichtet. Das Letztere war aber eine so niedrige Rache, deren sich Italiens verworfenster Bandit schämte. Wir machten ein flüchtiges Verzeichniss des Geraubten, und die helvetische Regierung anerbot sich zur Entschädigung; mein Vater aber, weit entfernt,

die drückenden Umstände und die zerütteten Finanzen seines Vaterlandes nicht zu fühlen, schenkte alles andere, ausser dem Wein, der Republik. (Die weisse Wäsche und die Betten ward uns aus den noch im St.Galler Kloster sich befindenden Effekten von der Verwaltungskammer zum Theil vergütet; aber wir fühlten doch noch lange nachher den Mangel.) Auch ward jetzt wieder mein Vater als Präsident der Verwaltungskammer eingesetzt. Schon in Bern ward er durch den reinen Einklang seiner Rechnungen von aller Schuld losgezählt, ihm das gerettete Archiv wieder zugestellt, mit welchem er, mit hinlänglicher Satisfaktion für seine einstige Behandlung, nach Hause kehrte. Das war nun unser gemeinsames Schicksal vor, während und nachdem die Deutschen aus der Schweiz marschierten.

Zwar ist das Ganze nur eine flüchtige Übersicht, und manche nicht weniger interessante Nebensache habe ich theils aus Zeitmangel, theils aber aus Schonung vorsätzlich übergangen. In der Folge war mein Vater als Senator auf Bern gewählt, erfüllte da seine Pflichten, trat später aus, gieng mit uns in unsere Heimath Gossau und lebte glücklich in seinem geliebten Privatstand in unserer Mitte bis jetzt. Wir erinnern uns oft an die Vergangenheit, zollen den edlen Menschen, die uns einst Gutes thaten im Elend, manche dankbare Thräne und unsern Feinden vollkommene Vergebung. Undank haben wir als eine gewöhnliche Folge auf Wohlthaten an Alltagsmenschen übersehen, Leiden mit weiser Duldung aus-

halten, und mitleidig auf unsere Feinde herabsehen gelernt. –

Erst dann schmeckt die Zufriedenheit, wenn wir sie durch Missgeschicke im wahren Verstande zu geniessen gelernt haben. Alle Menschen ringen darnach; tausende sterben, sie kennen sie nicht, noch mehrere kennen sie und wissen sie nicht zu finden oder zu spät. –

Das Unglück scheint mir die Schule aller Lebensweisheit zu sein, wenn man nicht mit Trägheit und schwärmerischer Empfinderei unterliegen will oder aus natürlicher Schwachheit unterliegen muss. Es gibt uns allen Menschenkenntniss, Festigkeit im Charakter, Duldung und Grösse, die wir ohne dasselbe erst spät und unvollkommen, vielleicht aber auch gar nie erlangen würden.

Ich kann nicht begreifen, wie einer klug und weise werden will, dem alles nach Wunsch und nichts gegen sein Streben läuft. Glücklich kann dieser zwar sein, aber er selbst weiss nicht, dass er es ist. Man ist auch in früher Jugend so glücklich! aber erst dann wissen wir, dass wir es waren, und seufzen jene Zeit zurück, wenn wir den Abstand fühlen und leiden. Gewiss, der durch Leiden Gelehrte fühlt jedes Glück tiefer und erhöhter als jener, dem es immer günstig war. Da wird mir jeder, dem das Schicksal auch schon donnerte, beistimmen. Ich rathe nicht, auch sagt mir nicht nur unser gemeinsames Schicksal; ich schöpfe diese Erfahrungen und noch weit mehrere aus meinem eigenen Schicksale.

*So findet am Abend  
Der Wanderer Ruh',  
So schliesst er lächelnd  
Die Augen zu.*

*Schmeichelnd umwehet  
Ihn Rosenduft,  
Bis neues Tagwerk  
Ihn wieder ruft.*

*Blühet, ihr Rosen,  
Welket nie ab,  
Dufet wie jetzt, ihm  
Einst um sein Grab.*

Hier, mein bester Vater, nehmen Sie diese paar Bogen aus meinen Mädchenhänden an. Ich war kurz, aber warm und wahr floss es von Herzen. Nur den Hergang habe ich Ihnen und dem Leser erzählt, blos wie es meine Mädchenbeurtheilungskraft übersah, lieber ein romantisches als politisches Bild hergesetzt und nirgends eine Bemerkung niedergeschrieben über Sachen, die ausser meinem Kreise liegen; darüber lasse ich Männer urtheilen; mögen sie das Mangelnde dazu denken, das Unnütze überschlagen und über dem Stückwerk lächeln; ich bin ruhig dabei; meine Absicht war edel und rein.

### **Anhang**

(zum Theil 3, «O! Überlege . . .»)

In dem grossen Register der Ungerechtigkeiten des St.Gallischen Klosters zeichnen sich viele besonders aus, die die Welt bereits kennt, oder die ich zu beschreiben theils mir das Erröthen, theils den Ärger ersparen will. Nur eine

Partikulargeschichte, die sich mit Bürgern meines Vaterorts zutrug, und von der alle Aktenstücke sich noch vorfinden, will ich kurz bemerken. In Neapel lebte einst ein Obrist Müller von ungeheurem Reichthum. In der st.gallischen Landschaft hatte er arme Anverwandte, die sich in drei Zweige ausdehnten. Er hielt sich einige Zeit im Kloster St.Gallen auf, wo er in grossem Ansehen stand und seine Anverwandten mit Wohlthaten überhäufte und ihnen goldene Hoffnungen machte, einst Erbe seiner Reichthümer zu werden. Er starb, die Anzeige seines Todes sammt dem Testamente ward von Neapel an die Regierung in's Kloster St.Gallen gesandt, wo es in strenger Verschwiegenheit liegen blieb. In der Folge erfuhren das die Erben durch einen deutschen Bedienten des verstorbenen Obrist Müller, der seinen Antheil an dem Erbe in Italien selbst schon bezogen hatte. Sogleich meldeten sie sich im Kloster; allein da wollte man von allem dem nichts wissen und wies sie verächtlich ab. Indessen forschten sie anderwärts nach und erhielten sichere Nachricht aus Neapel selbst, dass ihr Vetter gestorben und die Aussage des Bedienten richtig sei. Auch erhielten sie von dort aus hinlängliche Beweise, dass ein Theil seines Vermögens wirklich schon im Kloster St.Gallen liege. Natürlich meldeten sie sich ernstlicher; aber die armen Leute überliefen von Jahr zu Jahr vergebens das Kloster; zum Fürsten selbst konnten sie nie kommen; ihre Beweise wurden für ungültig erklärt und ihnen die ganze Sache weggeleugnet. Der Landrath im Toggen-

burg nahm sich einmal selbst des dortigen Zweigs an, doch auch ohne Erfolg. Einige Jahre waren schon verstrichen, die Leute hatten ihr sonstiges Vermögen durch Reisen und Mühe erschöpft; einen Bevollmächtigten nach Neapel zu schicken waren sie zu arm. Partikularhilfe war zu jener Zeit nicht hinreichend, und so mussten sie mit bitterem Gefühle des Unrechts an ihrer Hoffnung verzweifeln.

Die st.gallische Revolution brach aus – ihr Mut lebte wieder auf – sie fanden einige Unterstützung – dreister bestürmten sie nun die Regierung des Klosters, drohten, dem grossen Landausschusse das Geschäft anhängig zu machen. Nun folgte eine Erklärung, dass ein Testament von Obrist Müller da sei, vermöge welchem aber der Fürst, auch zufolge landesherrlicher Rechte, Erbe sei; mit diesem wurden sie abermals abgewiesen. Der Hauptbetrug war nun entlarvt. Die Erben drangen durchaus auf Einsicht des Testaments selbst und auf Auslieferung des ganzen hinterlassenen Vermögens. Die Sache ward landkundig, erregte viel Aufsehen und Ärger; die Verlegenheit der Regierung wuchs – und endlich, nach 10 vollen Jahren, während die armen Leute durch Prozessieren um ihr ganzes noch übriges Vermögen gebracht wurden, kam ein Testament hervor, vermöge welchem jedem der drei Zweige 1000 fl. solle gegeben werden, mit der Erklärung, dass das Kloster ihnen das Geld in etwelcher Zeitfrist baar bezahlen wolle, wenn sie sich entschliessen, eine Schrift auszustellen, in der sie für immer auf alle weiteren Ansprüche

Verzicht zu thun versprochen. Zwei Zweige der Erben giengen es sogleich ein; jener von Gossau beharrte auf der ganzen Erbschaft. Doch in der Folge unterschrieb letzterer, ermüdet und von Unkosten erschöpft, auch noch. Das Kloster hatte aber bei diesen Leuten so sehr den Kredit verloren, dass ihnen der damalige Hofkanzler Gschwend mit seiner eigenen Hand und Sigel für die Bezahlung gut sprechen musste. Dreitausend Gulden bekamen nun die rechtmässigen Erben eines beinahe fürstlichen Vermögens, nachdem man sie zehn volle Jahre aufgezogen hatte. Jeder Unpartheiische wird seine triftigen Schlüsse aus dieser Geschichte ziehen können. Sie aber, die in dem vorenthaltenen Eigenthum der Armen schwelgten, werden schrecklich erben, wenn die Stimme des ahnenden Richters der Welt einst ihr Gewissen aus dem Schlaf rüttelt und die fürchterliche Wage der Vergeltung über ihren Gräueln schnell. Nach der Annahme der Konstitution übernahm die helvetische Regierung das Vermögen der Klöster; bei der Aufforderung der Schuldeingebung des Klosters St.Gallen traten die Erben wieder auf, wo ihnen nach Untersuchung der Sache die Zinse von 10 Jahren lang hinterhaltenen 3000 fl. mit 1500 fl. ausbezahlt und 2500 fl. Unkosten ihnen von dem Vermögen des Klosters ersetzt wurde.